
5. Macht und Wissen: Michel Foucault

Eher ist wohl anzunehmen, daß die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert⁷.

Michel Foucault



Gedankenexperiment zum Einstieg: Der geheime Algorithmus _____

POV: Es gibt einen Algorithmus, der entscheidet, welche Informationen Menschen in sozialen Netzwerken sehen – welche Nachrichten in deinem Feed erscheinen, welche Produkte dir vorgeschlagen werden und welche Meinungen sichtbar gemacht werden. Dieser Algorithmus wird von einer kleinen Gruppe von Technikern und Entscheidungsträgerinnen entwickelt und ist ein streng gehütetes Geheimnis.

Du nutzt täglich diese Netzwerke, um informiert zu bleiben, Entscheidungen zu treffen und Meinungen zu bilden. Doch du weißt nicht, wie der Algorithmus funktioniert, nach welchen Kriterien er Inhalte auswählt oder welche Informationen er dir bewusst vorenthält.

Wer hat die Macht: Sind es die Entwickler, die den Algorithmus kontrollieren, oder bist du es, indem du durch dein Verhalten den Algorithmus „fütterst“?

Wie frei ist deine Meinung: Kannst du sicher sein, dass deine Überzeugungen wirklich deine eigenen sind und nicht von den versteckten Mechanismen des Algorithmus beeinflusst wurden?

Was würde passieren, wenn der Algorithmus offengelegt würde: Würden Menschen freier und bewusster entscheiden können, oder würde nur ein neuer Machtkampf darüber beginnen, wie der Algorithmus programmiert wird?

7 Foucault, M. (1994) *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 39.

5.1. Die Dualität von Wissen und Macht in der Philosophiegeschichte

In diesem Kapitel soll der Zusammenhang zwischen Macht und Wissen anhand des Denkens von Michel Foucault dargestellt werden. Foucault war jedoch nicht der Erste, der sich mit den Zusammenhängen dieser beiden Bereiche beschäftigte.

Antike Perspektiven: Von den Sophisten zu den Kynikern

Erste Versuche, das Verhältnis von Wissen und Macht zumindest indirekt zu beleuchten, finden sich bereits in der Antike, etwa bei den Sophisten und den Kynikern. Diese beiden philosophischen Schulen sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

Die Sophisten – darunter bedeutende Denker wie Protagoras, Gorgias und Thrasymachos – spielten im antiken Griechenland des 5. Jahrhunderts v. Chr. eine zentrale Rolle. Sie waren Wanderlehrer, die gegen Bezahlung Wissen, insbesondere in den Bereichen Rhetorik, Philosophie und Politik, vermittelten. Anders als Philosophen, die objektive Wahrheiten suchten, betrachteten die Sophisten Wissen als etwas Relatives, das stets von individuellen Perspektiven und sozialen Zusammenhängen abhängig ist.

Das berühmte Diktum des Protagoras (ca. 490–411 v. Chr.), „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“, bringt diese Haltung prägnant zum Ausdruck: Wahrheit existiert nicht unabhängig vom Menschen, sondern ist immer eine Frage der individuellen Wahrnehmung und Interpretation. Gorgias (ca. 490–396 v. Chr.) ging in seiner Schrift „Über das Nichtsein“ sogar noch einen Schritt weiter und behauptete, dass nichts existiere. Selbst wenn etwas existieren würde, könne es weder erkannt noch mitgeteilt werden. Diese radikale Skepsis führte zu einem tiefen Misstrauen gegenüber absoluten Wahrheiten.

Die Sophisten sahen Wissen daher weniger als feststehende Erkenntnis, sondern vielmehr als ein Instrument, um in sozialen und politischen Auseinandersetzungen erfolgreich zu sein. Ihre Betonung der Rhetorik als zentrales Mittel zur Überzeugung machte sie besonders in der demokratischen Kultur Athens gefragt, wo rhetorisches Geschick oft über politischen Erfolg entschied.

Damit verbunden war zugleich eine machtkritische Dimension: Für die Sophisten war Wissen kein neutraler Besitz, sondern stets auch ein Mittel, um Einfluss auszuüben. Die Fähigkeit, Wissen überzeugend zu vermitteln,

bedeutete Macht – allerdings eine Macht, die weniger auf objektiven Fakten als vielmehr auf geschickter Argumentation und sozialer Wirkung beruhte. Dieser pragmatische Wissensbegriff brachte den Sophisten nicht nur Anerkennung, sondern auch Kritik ein – insbesondere von Philosophen wie Platon. Er warf ihnen vor, bloße Wortverdrehler zu sein, die zugunsten rhetorischer Überzeugungskraft die Wahrheit vernachlässigten und dafür auch noch Geld verlangten.

Die Kyniker, eine antike griechische Philosophenschule, die strenge Askese und die bewusste Ablehnung gesellschaftlicher Konventionen predigte, vertraten eine ganz andere Auffassung von Wissen und Macht. Diogenes von Sinope (ca. 412/404–323 v. Chr.), einer ihrer bekanntesten Vertreter, hielt das durch gesellschaftliche Konventionen und Machtstrukturen geprägte Wissen für wertlos und strebte ein Leben in radikaler Einfachheit und völliger Unabhängigkeit an, was einen bewussten Bruch mit den Zwängen der Gesellschaft bedeutete. Diogenes provozierte seine Mitmenschen mit einem kompromisslosen Lebensstil: Er soll in einer großen, umgedrehten Tonne gelebt haben, besaß praktisch nichts und suchte symbolisch mit einer Laterne am helllichten Tag nach einem ehrlichen Menschen.

Trotz – oder gerade wegen – dieser Provokationen erlangte er auch in höchsten Kreisen Bewunderung. Berühmt ist die Anekdote, nach der Alexander der Große (356–323 v. Chr.) gesagt haben soll: „Wenn ich nicht Alexander wäre, wollte ich Diogenes sein.“ Diese Aussage verdeutlicht den scharfen Kontrast zwischen den beiden Männern: Auf der einen Seite Alexander als Inbegriff weltlicher Macht und Herrschaft, auf der anderen Seite Diogenes als Symbol innerer Freiheit und persönlicher Integrität.

Diogenes verkörperte eine Art des Wissens, die sich aus kritischer Distanz zu gesellschaftlichen Erwartungen und Zwängen ergab. Sein Leben zeigt, dass wahre Weisheit und Unabhängigkeit nicht aus Besitz oder politischer Macht entstehen, sondern aus der Fähigkeit, diese Dinge zu hinterfragen und sich von ihnen loszusagen. Alexander erkannte in Diogenes möglicherweise etwas, das ihm selbst fehlte: eine Weisheit, die innere Stärke und Freiheit ermöglicht – jenseits aller weltlichen Macht und Eroberung.

Mittelalter: Ibn Khaldun und Meister Eckhart

Im Mittelalter wurden diese Fragen erneut aufgegriffen und erweitert – und das keineswegs ausschließlich in der christlichen Scholastik. Ein herausragender Denker dieser Epoche war der arabische Historiker und Philosoph Ibn

Khaldun (1332–1406). In seiner *Muqaddima* (Einleitung) analysiert er den Aufstieg und Fall von Gesellschaften anhand des Konzepts der Gruppensozialität („Asabiyya“). Ibn Khaldun argumentierte, dass dynastische Macht und Zivilisationen auf starkem sozialen Zusammenhalt beruhen. Gleichzeitig betonte er, dass Wissen hierbei eine Schlüsselrolle spielt. Gesellschaften, die Bildung fördern und Wissen wertschätzen, bleiben innovativ und stark. Er warnte jedoch auch davor, dass Eliten durch das Monopolisieren von Wissen gesellschaftlichen Fortschritt lähmen und letztlich zu Stagnation führen können. Ibn Khalduns Beobachtungen über den Niedergang von Gesellschaften haben bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt.

Auf christlicher Seite entwickelte der Mystiker und Philosoph Meister Eckhart (1260–1328) einen ganz anderen Zugang zur Verbindung von Wissen und Macht. Für ihn lag die wahre Macht nicht in politischer Herrschaft oder materiellem Besitz, sondern in innerer Freiheit und der Vereinigung mit dem Göttlichen. Diese Freiheit entsteht laut Eckhart erst, wenn sich der Mensch von seinem Ego und weltlichen Bindungen löst. Er betonte die unmittelbare Erfahrung des Göttlichen im Inneren des Menschen und stellte damit die Autorität der Kirche infrage, die damals den alleinigen Zugang zum Göttlichen für sich beanspruchte. Eckharts Betonung der inneren Loslösung und Gelassenheit war revolutionär und brachte ihm den Vorwurf der Ketzerei ein.

Trotz ihrer Unterschiede zeigen sowohl Ibn Khaldun als auch Meister Eckhart, dass Wissen und Macht komplex miteinander verbunden sind. Beide Denker weisen darauf hin, dass wahre Macht nicht in äußerem Zwang oder materieller Dominanz besteht, sondern in der Fähigkeit, sich von diesen Dingen zu lösen und Wissen kritisch zu hinterfragen. Letztlich formulieren beide – wenn auch auf unterschiedliche Weise – eine ähnliche Einsicht: Die tiefste Form von Macht könnte gerade im bewussten Verzicht auf Macht bestehen.

Aufklärung und Moderne: Das Wissen als Machtinstrument

Mit der Aufklärung veränderte sich das Verständnis von Wissen und Macht grundlegend. Denker wie Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) und Immanuel Kant (1724–1804) stellten Wissen zunehmend in den Dienst einer kritischen Auseinandersetzung mit bestehenden Machtverhältnissen. Rousseau hinterfragte gesellschaftliche Normen und Machtstrukturen, während Kant die Autonomie des Denkens betonte und die Menschen dazu aufforderte, ihren eigenen Verstand zu benutzen („Sapere aude!“). Wissen wurde dadurch nicht

nur zu einem Werkzeug der Selbstbefreiung, sondern auch zur Grundlage, um Machtverhältnisse kritisch zu reflektieren und infrage zu stellen.

Eine noch radikalere Perspektive entwickelte Karl Marx (1818–1883): Für ihn war Wissen im Wesentlichen ein Produkt gesellschaftlicher und ökonomischer Bedingungen. Es entstand nicht neutral oder objektiv, sondern spiegelte laut Marx immer die Interessen der herrschenden Klasse wider. Es diente als eine Art „Überbau“, der dazu beitrug, bestehende Herrschaftsverhältnisse zu legitimieren und zu stabilisieren. Wer das Wissen kontrolliert, kontrolliert auch die Produktionsmittel und damit letztlich die gesamte Gesellschaft.

Diese Perspektive wurde später von Friedrich Nietzsche (1844–1900) aufgegriffen und weiter zugespitzt. In *Zur Genealogie der Moral* (1887) entlarvte Nietzsche scheinbar objektive Wahrheiten als Konstrukte, hinter denen stets Machtinteressen verborgen liegen. Für ihn war das Streben nach Wissen ein Ausdruck des *Willens zur Macht*, also der Versuch, die Welt nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Michel Foucault (1926–1984) führte diese Überlegungen im 20. Jahrhundert konsequent weiter und zeigte, wie eng Wissen und Macht miteinander verbunden sind. In verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen – beispielsweise in der Medizin, der Psychiatrie oder der Kriminologie – analysierte er, wie Wissen zur Disziplinierung und Kontrolle von Menschen eingesetzt wird. Entscheidend ist dabei, dass Wissen nicht nur ein Instrument der Macht ist, sondern selbst von Machtverhältnissen geprägt wird. Was in einer Gesellschaft als wahr gilt, wird stets von denjenigen bestimmt, die über die entsprechenden Machtmittel verfügen.

Damit weist Foucault auf eine bis heute gültige Einsicht hin: Wissen und Macht stehen in einem wechselseitigen Verhältnis – wer das Wissen kontrolliert, kontrolliert auch die gesellschaftlichen Normen, Institutionen und schließlich die Menschen selbst.

5.2. Michel Foucault: Biografie und historischer Kontext

Michel Foucault wurde am 15. Oktober 1926 als zweites von drei Kindern in Poitiers, Frankreich, geboren. Da sowohl sein Vater Paul-André als auch sein Großvater angesehene Chirurgen waren, lag eine medizinische Laufbahn zunächst nahe. Die Erwartungen seiner Familie, diesen Weg einzuschlagen, standen jedoch im Widerspruch zu seinen Interessen.

Foucaults intellektueller Werdegang begann am renommierten Lycée Henri IV in Paris und führte ihn später an die École Normale Supérieure (ENS), wo er Philosophie und Psychologie studierte. Unter der Anleitung von Denkern wie Jean Hyppolite und Maurice Merleau-Ponty entwickelte er ein tiefes Interesse an der Beziehung zwischen Wissen, Macht und Subjektivität – Themen, die später zum Kern seiner Arbeit werden sollten. Schon früh zeigte sich seine Fähigkeit, interdisziplinär zu arbeiten, was sich in seinem späteren Werk als große Stärke erwies. In den 1950er Jahren sammelte er internationale Erfahrungen durch Lehraufträge in Schweden, Deutschland und Polen. Diese Zeit erweiterte seinen Horizont und schärfte seinen Blick für kulturelle und soziale Unterschiede im Denken, was sich in seiner späteren Philosophie niederschlug.

Erste Schaffensphase: Der Wahnsinn und die Macht des Wissens

In den 1960er Jahren nahm Foucaults akademische Karriere dann ordentlich Fahrt auf. Als Professor für Psychologie und Philosophie an der Universität Clermont-Ferrand veröffentlichte er 1961 sein erstes Hauptwerk *Wahnsinn und Gesellschaft* (1973). Darin zeigt Foucault, wie der Wahnsinn in verschiedenen Epochen unterschiedlich verstanden, konstruiert und kontrolliert wurde – und wie eng er mit den jeweiligen Machtstrukturen verknüpft war. Damit legte er den Grundstein für seine Methode der Genealogie und Archäologie des Wissens, mit der er die historischen Bedingungen des Wissens und seine gesellschaftlichen Funktionen freilegte.

Ein weiteres Schlüsselwerk dieser frühen Phase ist *Die Geburt der Klinik* (1963), in dem Foucault aufzeigt, wie medizinisches Wissen in der Moderne zunehmend in den Dienst von Kontrolle und Überwachung gestellt wurde. Bereits hier zeichnet sich seine zentrale These ab: Wissen ist nie neutral, sondern immer in ein Netz von Machtbeziehungen eingebunden.

Aufstieg zum intellektuellen Star: Die Ordnung des Wissens und die Strukturen der Macht

Mit der Veröffentlichung von *Die Ordnung der Dinge* (1974) und *Archäologie des Wissens* (1981) etablierte sich Foucault als einer der führenden Intellektuellen seiner Zeit. Diese Werke markierten einen Wendepunkt in seinem Denken: Anstatt nach zeitlosen Wahrheiten zu suchen, richtete er den Blick auf die historischen *Episteme* – jene unbewussten Strukturen, die das Wissen und die Denkweisen einer Epoche bestimmen. Foucault zeigte, wie diese epistemi-

schen Ordnungen nicht nur festlegen, was als Wahrheit gilt, sondern auch, wer die Macht hat, diese Wahrheit zu definieren.

Die 1970er Jahre: Macht und Kontrolle – Foucaults politische Wende

In den 1970er Jahren verlagerte sich Foucaults Fokus noch stärker auf das Verhältnis von Wissen und Macht. Mit *Überwachen und Strafen* (1977) veröffentlichte er eines seiner einflussreichsten Werke, in dem er die Entstehung des modernen Strafsystems analysierte. Darin führte er den Begriff des *Panoptismus* ein – eine Metapher für die allgegenwärtige Überwachung in modernen Gesellschaften, die nicht nur Gefängnisse, sondern auch Schulen, Fabriken und andere Institutionen durchdringt. Foucault zeigte auf einprägsame Weise, wie Macht nicht nur als repressive Gewalt, sondern auch als produktive Kraft funktioniert – als Kraft, die Normen, Identitäten und Wahrheiten hervorbringt.

In der dreibändigen *Geschichte der Sexualität* (1976–1984) vertiefte er seine Analyse und zeigte auf, wie Diskurse über Sexualität als Mittel zur Regulierung und Kontrolle der Bevölkerung dienen. Er entlarvte die Vorstellung, dass Macht ausschließlich von oben ausgeübt wird, und betonte stattdessen, wie sie auf komplexe Weise durch die Gesellschaft und die individuelle Subjektivität hindurchwirkt.

Politisches Engagement und gesellschaftlicher Einfluss

Die politischen Umwälzungen der 1960er und 1970er Jahre – insbesondere die Proteste von 1968 – prägten Foucaults Denken nachhaltig. Er engagierte sich aktiv in politischen Bewegungen und setzte sich für die Rechte von Gefangenen und psychisch Kranken ein. Seine Teilnahme an politischen Diskursen unterstrich seine Überzeugung, dass Philosophie nicht nur ein abstraktes Unterfangen ist, sondern in die sozialen und politischen Kämpfe der Zeit eingreifen muss.

Foucaults Kritik richtete sich gegen Institutionen, die Wissen und Macht kontrollieren – seien es Gefängnisse, Krankenhäuser oder Schulen. Er zeigte auf, wie all diese Institutionen dazu beitragen, Menschen zu disziplinieren und zu normieren.

Vermächtnis und Einfluss auf die Soziale Arbeit

Michel Foucault starb am 25. Juni 1984 in Paris, doch sein intellektuelles Erbe ist bis heute hochaktuell. Seine Ideen haben die Diskussionen um Macht,

Wissen und Subjektivität nachhaltig geprägt und finden bis heute in einer Vielzahl von Disziplinen – von der Philosophie über die Soziologie bis hin zur Politik- und Literaturwissenschaft – ihren Niederschlag.

Für die Soziale Arbeit sind Foucaults gesellschafts- und machtkritische Arbeiten von besonderem Wert und sollten daher in keinem Curriculum fehlen. Seine Analysen zeigen auf, wie Macht und Wissen in Institutionen wirken, in denen die Soziale Arbeit als Profession mittlerweile fest verankert ist: in Schulen, Krankenhäusern, Justizvollzugsanstalten, aber auch in Wohnheimen, Jugendtreffs oder Beratungsstellen. Von Behörden und Ämtern ganz zu schweigen. Die kritische Hinterfragung von Machtstrukturen und die Sensibilisierung dafür, wie Wissen eingesetzt wird, um Normen und Wahrheiten in all diesen Institutionen zu schaffen und aufrechtzuerhalten, ist für (angehende) Fachkräfte unentbehrlich.

Im folgenden Kapitel werden die zentralen Begriffe und Ideen Foucaults näher beleuchtet, um herauszuarbeiten, wie seine Philosophie dazu beitragen kann, die Praxis und Theorie der Sozialen Arbeit zu bereichern und zu hinterfragen.

5.3. Zentrale Begriffe und Ideen

Michel Foucaults Denken dreht sich um die enge Verknüpfung von Macht, Wissen und Subjektivität. Seine zentralen Begriffe – Diskurs, Dispositive, Macht/Wissen, Bio-Macht und Gouvernementalität – helfen uns zu verstehen, wie gesellschaftliche Strukturen unser Denken und Handeln prägen, häufig ohne dass wir es bemerken.

Diese zentralen Begriffe bzw. Konzepte hängen bei Foucault – stark verkürzt – wie folgt zusammen: Macht und Wissen sind untrennbar verbunden, da Wissen immer in Machtverhältnisse eingebettet ist. Diskurse bestimmen, was sagbar und denkbar ist, während Dispositive – ein Geflecht aus Institutionen, Regeln und Praktiken – diese Diskurse in der Gesellschaft verankern. Die Bio-Macht beschreibt, wie moderne Gesellschaften das Leben selbst regulieren, und die Gouvernementalität zeigt, wie Menschen durch subtile Steuerungsmechanismen gelenkt werden. Schauen wir sie uns der Reihe nach etwas genauer an.

Macht und Wissen: Eine unauflösbare Wechselwirkung.

Die zentrale Einsicht Foucaults ist, dass Macht und Wissen nicht getrennt voneinander existieren, sondern sich gegenseitig hervorbringen und verstärken. Wissen ist kein neutrales Abbild der Realität, sondern wird durch Machtverhältnisse definiert, verbreitet und legitimiert. Gleichzeitig schafft und stabilisiert Wissen neue Machtstrukturen, indem es definiert, was als wahr, normal oder abweichend gilt. Kurz gesagt: Macht produziert Wissen und Wissen dient der Machtkonsolidierung.

Betrachten wir dazu einige Beispiele und beginnen wir mit einem Bereich, mit dem sich Foucault selbst intensiv beschäftigt hat: der Psychiatrie bzw. psychiatrischen Krankheiten (Foucault 1973). Was als Krankheit gilt, wer als gesund oder krank eingestuft wird und welche Behandlung als angemessen erscheint, wird nicht allein durch objektive medizinische Erkenntnisse bestimmt. Vielmehr beeinflussen Institutionen, ökonomische Interessen und gesellschaftliche Normen diese Definitionen. Noch im 19. Jahrhundert galten beispielsweise Frauen, deren Verhalten als hysterisch bezeichnet wurde, als behandlungsbedürftig – eine Diagnose, die weniger auf medizinischen Fakten als auf patriarchalen Vorstellungen von weiblicher Emotionalität und Gehorsam beruhte. Auch heute entscheiden Machtstrukturen darüber, welche psychischen Erkrankungen als gesellschaftlich relevant gelten. Während Depressionen und Angststörungen zunehmend anerkannt werden, bleiben andere Erkrankungen wie chronische Erschöpfungssyndrome oft marginalisiert oder umstritten. Die Folgen sind real und spürbar – sie betreffen nicht nur medizinische Diagnosen und Behandlungsformen, sondern auch das Selbstbild der Betroffenen und die damit verbundenen Einschränkungen ihrer Lebensmöglichkeiten.

Ein anderes Beispiel ist das Bildungssystem. Hier zeigt sich besonders deutlich, wie Wissen durch Macht produziert wird und selbst eine Form von Macht darstellt. Wer entscheidet, welche historischen Ereignisse in Schulbüchern stehen? Welche Narrative über Kolonialismus, Migration oder soziale Kämpfe werden vermittelt? Lange Zeit prägten die Perspektiven der ehemaligen Kolonialmächte den Geschichtsunterricht in westlichen Ländern – Narrative, die Eroberung und Herrschaft als zivilisatorischen Fortschritt darstellten, während die Perspektiven der Kolonisierten unsichtbar blieben. Erst durch politischen Druck und dekoloniale Bewegungen wurden diese verzerrten Darstellungen hinterfragt und alternative Perspektiven in die Lehrpläne aufgenommen. Doch auch heute noch ist die Frage, wessen Wissen als legitim gilt, ein umkämpftes Terrain. Dies zeigt sich in der Debatte um Gender Studies

an Universitäten ebenso wie in der Diskussion um kritische Rassentheorien (*Critical Race Theory*) an Schulen. Hier werden die Konflikte um die Deutungshoheit über Geschichte, Identität und gesellschaftliche Werte ausgetragen – ein Machtkampf, der darüber entscheidet, welche Erzählungen als objektive Wahrheit gelten und welche marginalisiert oder gar unterdrückt werden sollen.

Foucaults Sicht auf die Dialektik von Macht und Wissen eröffnet somit einen Blick auf Mechanismen, die unser Denken, unsere Institutionen und unser alltägliches Leben prägen – oft ohne dass wir es bewusst wahrnehmen. Wer definiert, was als wissenschaftlich gilt? Welche Stimmen werden gehört und welche zum Schweigen gebracht? Wissen ist niemals unschuldig – es ist immer in bestehende Machtstrukturen eingebettet und trägt dazu bei, sie zu erhalten oder zu verändern.

Diskurse: Die unsichtbare Macht der Sprache

Diskurse sind gesellschaftlich geteilte Vorstellungen darüber, was denkbar, sagbar und als wahr akzeptiert ist (vgl. Foucault 2024). Sie bestehen nicht nur aus Sprache, sondern umfassen auch Regeln, Erwartungen und Übereinkünfte. Diese bestimmen, welche Themen öffentlich diskutiert werden, wer zu Wort kommen darf und welche Meinungen ernst genommen werden. Dadurch beeinflussen Diskurse unsere Sicht auf die Welt, indem sie festlegen, welche Begriffe und Erklärungen uns überhaupt zur Verfügung stehen. Auf diese Weise steuern sie – meist unbemerkt – unsere Fragen, unsere Argumente und unser Handeln sowie unsere gedanklichen Grenzen.

Wissen ist für Foucault daher nie objektiv oder außerhalb von Machtstrukturen zu begreifen. Es wird vielmehr innerhalb dieser Strukturen erzeugt und gesteuert – stets im Spannungsfeld von Einschluss und Ausschluss, Legitimation und Marginalisierung.

Ein Beispiel: Diskurs und Wahrheit in der Corona-Pandemie

Zu Beginn der Corona-Krise im Jahr 2020 dominierte ein (vermeintlich) streng wissenschaftlicher Diskurs, der Maßnahmen wie Lockdowns, Maskenpflicht, Schulschließungen und soziale Kontaktbeschränkungen als alternativlos darstellte. Dieser Diskurs bestimmte nicht nur weltweit, welche Strategien verfolgt wurden, sondern auch, welche Meinungen und Handlungsoptionen als „vernünftig“ oder „wahr“ galten. Stimmen, die alternative Ansätze, wie den Schutz von Risikogruppen bei gleichzeitiger kontrollierter Durchseuchung der

jüngeren Bevölkerung, befürworteten, wurden nicht selten delegitimiert und als gefährlich dargestellt. Begriffe wie „Querdenker“ wurden pauschal genutzt, um solche Positionen delegitimierend von der diskursiven Bühne zu verdrängen.

Es gab jedoch Ausnahmen: Während in ganz Europa im Winter 2020/2021 ein zweiter strenger Lockdown herrschte, gab es in Schweden vergleichsweise milde Maßnahmen. Großveranstaltungen wurden abgesagt, die Sperrstunde in Restaurants wurde vorverlegt und einige Schulen stellten für kurze Zeit auf Fernunterricht um. Es gab jedoch weder flächendeckende Schulschließungen noch Ausgangssperren oder eine allgemeine Maskenpflicht in öffentlichen Gebäuden, sondern lediglich unverbindliche Empfehlungen. Der Fall Schweden zeigt, wie ein alternatives Vorgehen innerhalb eines dominanten Diskurses als Außenseiterposition dargestellt wird. Der schwedische Staatsepidemiologe Anders Tegnell (* 1956) wurde international kritisiert, da sein gemäßigter Ansatz dem etablierten Diskurs widersprach. Doch die schwedische Bevölkerung vertraute Tegnell. Mit der Zeit wandelte sich der Diskurs. Im Laufe des Jahres 2021 erkannte die wissenschaftliche Gemeinschaft schließlich, dass selbst die strengsten Maßnahmen das Virus nicht ausrotten konnten und sich nach und nach mehr oder weniger jeder damit – auch mehrfach – infizieren würde. Der Versuch, diese Durchseuchung mit autoritären und repressiven Maßnahmen aufzuhalten, ist weder möglich noch sinnvoll. Der Fokus verlagerte sich zunehmend auf eine langfristige Anpassung an das Virus. In diesem Sinne wurden Impfempfehlungen später auf Risikogruppen beschränkt und die zuvor marginalisierten Sichtweisen gewannen an Einfluss. In der Rückschau hatte Schweden die niedrigste Übersterblichkeit in ganz Europa (vgl. Herden 2025) während der Corona-Jahre zu verzeichnen und ersparte sich durch eine kluge, gemäßigte Politik auch jede gesellschaftliche Spaltung, die in vielen anderen Ländern (allen voran Deutschland) auch noch Jahre später zu beobachten ist. Insgesamt zeigt dieses Beispiel sehr gut, dass Diskurse nicht starr, sondern historisch und situativ veränderlich sind – stets geprägt von Machtmechanismen, die festlegen, was zu welcher Zeit als Wahrheit gilt.

Dispositive: Die feinmaschigen Netze der Kontrolle

Während der Diskurs bestimmt, was gesagt und gedacht werden kann, zeigt das Dispositiv, wie diese Diskurse in konkrete gesellschaftliche Strukturen und Praktiken eingebettet sind. Konkret beschreibt es komplexe strategische Anordnungen von Diskursen, Institutionen, Praktiken, Gesetzen, architektonischen Strukturen usw. – kurz: alles, was in einem bestimmten historischen

Moment zusammenwirkt, um auf gesellschaftliche Herausforderungen zu reagieren und Machtverhältnisse zu formen. Ein Dispositiv ist also kein statisches Ding, sondern ein dynamisches Netzwerk, das Macht produziert, stabilisiert und transformiert.

Betrachten wir als Beispiel das Gefängnis, mit dem sich Foucault in seinem Werk *Überwachen und Strafen* (Foucault 1977) intensiv beschäftigt hat. Ein Gefängnis ist nicht nur ein Gebäude, in dem Straftäter eingesperrt werden. Es verkörpert ein komplexes Zusammenspiel von rechtlichen Regeln, medizinischen Kontrollen, pädagogischen Maßnahmen und architektonischen Anordnungen. Gesetze bestimmen, wer wie lange inhaftiert wird. Medizinische Einrichtungen überwachen den Gesundheitszustand der Gefangenen und beurteilen ihre Therapie- und Resozialisierungschancen. (Sozial-)pädagogische Interventionen zielen darauf ab, die Gefangenen auf ihre Wiedereingliederung in die Gesellschaft vorzubereiten und sie zu angepassten Bürgern zu erziehen. Die Architektur der Haftanstalten, insbesondere das Konzept des Panoptikums (ein kreisförmig angelegtes Gefängnisgebäude mit einem zentralen Wachturm, von dem aus alle Zellen jederzeit beobachtet werden können, ohne dass die Gefangenen wissen, ob sie gerade überwacht werden), ermöglicht eine permanente Überwachung, die zur Selbstdisziplinierung führt. Zudem legitimiert der gesellschaftliche Diskurs über Kriminalität und Strafe das Gefängnissystem und prägt die öffentliche Wahrnehmung von Recht und Ordnung.

Das Gefängnis als Dispositiv zeigt, wie verschiedene Elemente zusammenwirken, um Macht auszuüben – und wie diese Macht durch scheinbar objektive Praktiken verschleiert wird. Da die Gefangenen ständig damit rechnen müssen, beobachtet zu werden, verinnerlichen sie nach und nach die Kontrolle von außen und beginnen, ihr Verhalten selbst anzupassen. Sie überwachen sich gewissermaßen selbst, da sie befürchten, jederzeit sanktioniert zu werden. So halten sie sich aus eigenem Antrieb an die geltenden Regeln und Normen. Die äußere Kontrolle wird so zur inneren Selbstdisziplin, wodurch die eigentlichen Machtmechanismen fast unsichtbar werden.

Ein weiteres zentrales Merkmal des Dispositivs ist seine Flexibilität. Dispositive reagieren dynamisch auf gesellschaftliche Veränderungen und können unterschiedliche Machtstrategien adaptieren. Das Gefängnis als Dispositiv ist Teil eines größeren Netzwerks von Institutionen, das nicht nur auf Kontrolle und Strafe abzielt, sondern auch darauf, soziale Ordnung zu produzieren und zu legitimieren. Hier zeigt sich, wie Macht nicht nur repressiv, sondern auch produktiv wirkt: Sie schafft Kategorien wie „Straftäter“ oder „Resozialisierung“

und formt die Identitäten der Menschen, die diesen Kategorien unterworfen werden.

Darüber hinaus macht Foucault deutlich, dass ein Dispositiv nicht nur aus äußeren Strukturen besteht, sondern auch die Subjektivierung der Individuen umfasst. Menschen werden nicht nur überwacht, sondern nehmen die Machtmechanismen auch in ihr Selbstverhältnis auf. Foucault zeigt auf, wie tiefgreifend Dispositive das Denken, Handeln und Fühlen der Individuen prägen – was im Fall des Gefängnisses besonders deutlich wird: Die ständige Überwachung und die damit verbundenen Normen veranlassen die Gefangenen, sich selbst zu regulieren und somit die Machtstrukturen zu reproduzieren.

Die Analyse des Dispositivs macht deutlich, dass Macht nicht einfach als Besitz oder Eigenschaft weniger verstanden werden kann. Vielmehr ist sie ein allgegenwärtiges, relationales Geflecht, das durch Dispositive organisiert und aufrechterhalten wird. Dieses Grundprinzip lässt sich auf andere gesellschaftliche Bereiche wie die Medizin, das Bildungssystem oder den Arbeitsmarkt übertragen, in denen ebenfalls Dispositive wirken, die Normen setzen, Subjekte formen und soziale Ordnungen stabilisieren. In der Medizin beispielsweise zeigt sich, wie medizinisches Wissen, Krankenhäuser und gesetzliche Regelungen zusammenspielen, um festzulegen, was als gesund oder krank gilt. Im Bildungssystem bestimmen Lehrpläne, Prüfungen und Schulformen nicht nur, welches Wissen vermittelt wird, sondern auch, welche Verhaltensweisen als legitim oder abweichend gelten. Auf dem Arbeitsmarkt regulieren Qualifikationsanforderungen, Arbeitsverträge und institutionelle Hierarchien, welche Formen von Arbeit als wertvoll anerkannt werden und wie sich Menschen als arbeitsfähige Subjekte definieren.

Bio-Macht: Die Kontrolle über das Leben selbst

Foucault entwickelte den Begriff der Bio-Macht vor allem im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* (Foucault 1987). Darin beschreibt er, wie sich die Macht im Laufe der Geschichte von einer repressiven Souveränitätsmacht, die vor allem durch Strafen und Verbote operierte, zu einer produktiven Macht gewandelt hat, die das Leben reguliert und optimiert. Bio-Macht ist dabei untrennbar mit dem Aufstieg der modernen Medizin, der Statistik und dem demografischen Management der Bevölkerung verbunden.

Im Kern beschreibt Foucault damit eine Form der Macht, die sich nicht mehr nur auf Individuen, sondern auf ganze Bevölkerungen bezieht. Staaten und Institutionen kontrollieren und steuern das Leben der Menschen demnach

nicht nur durch Gesetze oder Gewalt, sondern durch eine Vielzahl von Mechanismen, die tief in den Alltag und die körperliche Integrität eingreifen. Dazu zählen Gesundheitskampagnen, Hygienemaßnahmen, Geburtenkontrolle, Impfprogramme, Anti-Rauch-Kampagnen oder Ernährungsempfehlungen. Diese Praktiken erscheinen oft als wissenschaftlich fundiert und im besten Interesse der Bevölkerung, doch sie sind auch Werkzeuge der Macht, die darüber bestimmen, welche Körper als gesund oder krank und welche Lebensweisen als normal oder abweichend gelten.

Ein prägnantes Beispiel für Bio-Macht ist die staatliche Regulierung der Fortpflanzung. In verschiedenen Epochen wurden Maßnahmen ergriffen, um die Bevölkerungsentwicklung zu fördern oder zu limitieren, beispielsweise durch finanzielle Anreize für Familiengründungen, gesetzliche Beschränkungen für Abtreibungen oder sogar Zwangssterilisationen.

Auch in der modernen Gesundheitsprävention zeigt sich Bio-Macht deutlich: Kampagnen zur Raucherentwöhnung (zum Beispiel Schockbilder auf Zigarettenspäckchen), Aufklärung über richtige Ernährung (Nutri-Score) oder Bewegungsmangel (Schrittzähler-App) erscheinen als neutrale oder gar wohlwollende Maßnahmen. Doch sie setzen gleichzeitig Normen, definieren, was als verantwortliches Verhalten gilt, und erzeugen subtilen sozialen Druck, bestimmten Lebensweisen zu folgen. Wer sich diesen Normen widersetzt, beispielsweise durch ungesunde Ernährung oder das Rauchen, wird nicht nur als gesundheitliches Risiko für sich selbst, sondern auch als unsolidarisch von der Gesellschaft wahrgenommen.

Foucaults Idee der Bio-Macht verdeutlicht, dass moderne Herrschaftsformen nicht nur einschränken oder unterdrücken, sondern auch hervorbringen und ermöglichen. Sie beeinflussen Handlungen, regulieren Gemeinschaften und prägen maßgeblich unsere Auffassungen davon, was gesund, normal und erstrebenswert ist.

Gouvernementalität: Die subtile Kunst der Lenkung

Während das Zusammenspiel von Macht und Wissen aufzeigt, wie Herrschaft mit Wahrheitsansprüchen verbunden ist, und Bio-Macht verdeutlicht, wie Macht unmittelbar auf die Körper und das Leben der Menschen einwirkt, führt Foucault mit dem Begriff der Gouvernementalität (vgl. Foucault 2006/2022) eine zusätzliche Dimension ein. Gouvernementalität beschreibt, wie Machtverhältnisse nicht nur von außen wirken, sondern sich zunehmend nach innen verlagern – hinein in unser Denken, Fühlen und Handeln. Im Un-

terschied zur Bio-Macht, die vor allem das Leben der Bevölkerung als Ganzes reguliert, und zu Diskursen oder Dispositiven, die Rahmenbedingungen für unser Denken und Handeln schaffen, geht es bei Gouvernamentalität stärker um eine subtil wirkende Selbststeuerung der Individuen.

Gouvernamentalität bezeichnet eine besondere Form des Regierens, bei der weniger durch direkte Kontrolle, Verbote oder sichtbare Sanktionen Einfluss ausgeübt wird. Stattdessen erfolgt die Steuerung indirekt durch gezielte Anreize, Normen und unterschwellige Mechanismen, die dazu führen, dass Menschen gesellschaftliche Erwartungen freiwillig und scheinbar aus eigenem Antrieb übernehmen. Die Macht wirkt somit kaum merklich von innen heraus: Menschen werden dazu gebracht, sich selbst zu optimieren, zu regulieren und Normen als persönliche Entscheidungen zu akzeptieren.

Ein prägnantes Beispiel dafür bietet die moderne Arbeitsmarktpolitik. Arbeitslosigkeit wird dabei nicht als gesellschaftliches oder ökonomisches Problem betrachtet, sondern als individuelles Versagen interpretiert. Bewerbungstrainings, Weiterbildungsangebote und Coachings vermitteln die Botschaft, dass Erfolg allein von persönlicher Anstrengung abhängt. Dabei geraten strukturelle Ursachen aus dem Blick und wer nicht ausreichend Eigeninitiative zeigt, trägt schnell die Schuld am eigenen Misserfolg.

Auch in der Gesundheitspolitik lässt sich die Gouvernamentalität deutlich erkennen. Gesundheitskampagnen, Fitness-Apps und Ernährungsempfehlungen betonen die Eigenverantwortung für Gesundheit und Wohlbefinden. Menschen, die diesen Normen nicht entsprechen, werden nicht nur als nachlässig gegenüber sich selbst, sondern unter Umständen auch als Belastung für die Gemeinschaft wahrgenommen. Fitnessuhren und Schrittzähler-Apps erhöhen diesen Druck zusätzlich: Sie messen unser Verhalten, definieren implizite Standards und erzeugen subtile Schuldgefühle, wenn persönliche Ziele nicht erreicht werden – beispielsweise, wenn abends auf dem Sofa die „erforderlichen“ 10.000 Schritte fehlen.

Ein weiteres Beispiel sind Nudging-Strategien, mit denen Regierungen oder Unternehmen unser Verhalten beinahe unmerklich steuern. Gesunde Lebensmittel werden in Supermärkten gut sichtbar positioniert oder steuerliche Vorteile schaffen Anreize für eine eigenverantwortliche Altersvorsorge. Dabei haben wir das Gefühl, selbstbestimmt zu handeln, obwohl wir subtil gelenkt werden.

Foucaults Konzept der Gouvernementalität macht somit sichtbar, wie moderne Machtformen zunehmend auf die Eigensteuerung von Menschen setzen. Ihre Wirksamkeit liegt gerade darin, dass sie uns glauben lassen, wir handelten autonom, während wir tatsächlich gesellschaftlichen Erwartungen und subtilen Steuerungsmechanismen folgen.

5.4. Diskussion: Relevanz für die Soziale Arbeit

Foucaults Analysen zeigen, dass Macht nicht nur von oben nach unten wirkt, sondern sich durch feine, oft unsichtbare Mechanismen in unseren Alltag einschreibt: in Sprache, Institutionen, Normen und unser eigenes Selbstverständnis. Wissen ist demnach nicht neutral, sondern tief in Machtverhältnisse eingebettet. Dispositive organisieren die gesellschaftliche Ordnung, Bio-Macht reguliert Körper und Leben und Gouvernementalität formt unser Denken – oft ohne dass wir es bemerken. Genau hier liegt die Relevanz für die Soziale Arbeit: Sind soziale Praktiken, Hilfsangebote und pädagogische Konzepte in diese Machtstrukturen eingebunden, stellt sich die Frage, inwiefern sie nicht nur unterstützen, sondern auch disziplinieren, normieren und lenken. Was bedeutet das für professionelle Handlungsspielräume? Wo beginnt die Hilfe und wo wird sie zur Kontrolle? Widmen wir uns nun diesen Fragen und untersuchen, wie Foucaults Begriffe dabei helfen können, die Machtverhältnisse innerhalb der Sozialen Arbeit kritisch zu reflektieren.

Foucaults Analysen helfen uns, die unsichtbaren Strukturen zu hinterfragen, die unser professionelles Handeln mitbestimmen. Doch wie können wir sie konkret in der Praxis nutzen? Die entscheidende Frage ist nicht nur, wie Machtverhältnisse wirken, sondern auch, wie wir mit ihnen umgehen. Reproduzieren wir sie unkritisch oder nutzen wir unser Reflexionsvermögen, um unsere Handlungsspielräume zu erweitern?

Diskurse in der Sozialen Arbeit: Wer spricht? Wer wird gehört – und wie?

Soziale Arbeit agiert in einem Netz gesellschaftlicher Diskurse, die definieren, wer als hilfebedürftig, auffällig oder förderfähig gilt. In der Regel erscheinen uns diese Kategorisierungen und Wertungen als selbstverständlich, sodass wir sie im Alltag selten hinterfragen. Sie sind jedoch immer Ausdruck spezifischer gesellschaftlicher Normen, die es zu verstehen, zu reflektieren und gegebenenfalls auch zu diskutieren und zu kritisieren gilt.

Foucaults Diskurs- und Machtanalysen können sich dabei auf methodischer Ebene als unmittelbar anschlussfähig erweisen. Ein Beispiel hierfür ist das Reframing. Bei dieser von Virginia Satir in der systemischen Familientherapie entwickelten Methode geht man davon aus, dass unsere Wahrnehmung der Welt nicht objektiv gegeben ist, sondern durch Sprache und Deutung geformt wird. Beim Reframing wird eine Situation oder ein Verhalten in einen neuen, oft positiveren Bedeutungszusammenhang gestellt. Das kann dabei helfen, festgefahrene Sichtweisen zu lösen und neue Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. Foucault zeigt mit seiner Diskursanalyse, dass gesellschaftliche Deutungsmuster und Machtverhältnisse bestimmen, was wir für wahr oder normal halten. Im Grunde ist Reframing also eine Art diskursive Intervention im Kleinen: Es verschiebt Bedeutungsrahmen und hinterfragt bestehende Wahrheiten – genau das, was Foucault auf gesellschaftlicher Ebene sichtbar macht.



Denkanstoß

Stell dir vor, ein Jugendlicher, der in der Schule oder im Alltag oft als „schwierig“ gilt, würde stattdessen als jemand gesehen, der vor besonderen Herausforderungen steht oder seinen Unmut aktiv äußert. Plötzlich verändert sich der Blick: Anstatt Problemverhalten zu diagnostizieren, könnte man seine Reaktionen als Ausdruck eines inneren Konflikts oder als Versuch, gehört zu werden, verstehen. Diese veränderte Wahrnehmung hätte enorme Auswirkungen darauf, wie man ihm begegnet – nicht mit Sanktionen und Ablehnung, sondern mit Verständnis, Unterstützung und der Suche nach sinnvollen Wegen, seine Energie und seinen Protest konstruktiv einzusetzen.

Hier ergeben sich unmittelbar Fragen, die sich Studierende auf ihrem Weg zu einer reflexiven und kritischen Professionalität stellen sollten:

- Wie beeinflussen Diskurse unsere Wahrnehmung und unser professionelles Handeln?
- Welche Begriffe verwenden wir, wenn wir Klienten beschreiben – und mit welchen Folgen?
- Wie können wir alternative Deutungsrahmen schaffen, die nicht defizitorientiert sind?

Ein weiteres Beispiel kann in der Praxis von standardisierten Diagnosen oder Verhaltensbeobachtungen gesehen werden. Solche Instrumente können zwar hilfreich sein, bergen aber auch die Gefahr, Zuschreibungen zu verfestigen. Eine kritische Diskursanalyse hilft nicht nur dabei, problematische Begriffe zu

identifizieren, sondern auch, bewusster mit Sprache umzugehen – etwa durch partizipative Methoden, die den Betroffenen Raum für eigene Erzählungen lassen.

Zwischen Hilfe und Kontrolle: Macht und Professionalität

Michel Foucault hat eindrucksvoll gezeigt, dass Macht und Wissen untrennbar miteinander verbunden sind. Wissen ist nie neutral, sondern trägt immer eine gewisse Macht in sich. Es bestimmt mit, welche Wahrheiten akzeptiert werden, welche Sichtweisen dominant werden und wer berechtigt ist, über andere Menschen Urteile zu fällen. In der Sozialen Arbeit zeigt sich dieses Macht-Wissen-Verhältnis besonders deutlich in der Rolle der Fachkräfte. Sie legen fest, was als soziales Problem wahrgenommen wird, wer Hilfe benötigt und welche Maßnahmen als passend oder notwendig gelten. Ihre Entscheidungen beeinflussen somit nicht nur die konkrete Situation einzelner Menschen, sondern prägen zugleich Vorstellungen davon, was in der Gesellschaft als „normal“ oder „abweichend“ gilt.

Besonders deutlich tritt diese Verbindung von Wissen und Macht in sensiblen Arbeitsfeldern wie dem Kinderschutz oder der Straßensozialarbeit hervor. Die fachliche Einschätzung einer Fachkraft kann hier tiefgreifende Folgen für das Leben von Menschen haben. Wenn etwa eine Familie als überfordert oder ein Jugendlicher als problematisch eingestuft wird, dann ist das keine objektive Feststellung. Vielmehr sind solche Zuschreibungen eingebettet in ein komplexes Netz gesellschaftlicher Normen, institutioneller Erwartungen und professioneller Erfahrungswerte. Ob jemand als vernachlässigt oder kriminell wahrgenommen wird, hängt dabei stark von den jeweiligen Sichtweisen und gesellschaftlichen Debatten ab.

Gerade deshalb ist es entscheidend, die eigenen professionellen Urteile und das zugrunde liegende Wissen immer wieder kritisch zu hinterfragen: Wie kommen wir zu unseren Einschätzungen? Welche Annahmen stecken dahinter? Welche anderen Blickwinkel und Interpretationen könnten ebenfalls zutreffen? Eine machtkritische Haltung in der Sozialen Arbeit fordert dazu auf, diese Fragen offen zu reflektieren und Räume zu schaffen, in denen auch die Betroffenen ihre Perspektiven und Erfahrungen einbringen können.

In der Praxis gibt es bereits zahlreiche Methoden, um die Machtungleichheiten zwischen Fachkräften und Klienten zu reduzieren. Partizipative Ansätze sorgen beispielsweise dafür, dass Menschen aktiv an Entscheidungen beteiligt werden, statt lediglich Gegenstand professioneller Beurteilungen zu sein.

Lösungsorientierte Konzepte verschieben den Fokus von Defiziten und Problemen zu den Stärken und Ressourcen der Betroffenen. Kritische Selbstreflexion hilft dabei, die eigenen fachlichen Entscheidungen nicht als neutrale Anwendungen von Wissen zu verstehen, sondern als Teil gesellschaftlicher Machtstrukturen.

Die Soziale Arbeit steht stets in einem Spannungsfeld zwischen helfender Unterstützung und regulierender Kontrolle. Eine bewusste und reflektierte Praxis verlangt deshalb nicht nur fachliche Kompetenz, sondern auch ein klares Bewusstsein dafür, dass mit jeder professionellen Entscheidung auch gesellschaftliche Realitäten aktiv gestaltet werden.

Macht und Wissen sind also miteinander verflochten – doch wo genau zeigt sich Macht konkret im Alltag der Sozialen Arbeit?

Dispositive: Wo wird Macht konkret?

Zur Erinnerung: Die Idee des Dispositivs nach Foucault klingt vielleicht kompliziert, beschreibt aber eigentlich etwas ganz Praktisches: Es geht um ein Netzwerk aus Regeln, Einrichtungen, Gesetzen und Alltagshandlungen. Dieses Netzwerk dient dazu, Macht auszuüben und bestimmte Vorstellungen oder Normen in der Gesellschaft durchzusetzen. Ein Dispositiv ist dabei nie fest oder unveränderlich, sondern entwickelt sich ständig weiter, je nachdem, was gesellschaftlich gerade nötig oder wichtig erscheint. Dazu zählen nicht nur Gespräche oder öffentliche Debatten, sondern auch ganz konkrete Dinge wie Gebäude, Gesetze oder Verwaltungsvorschriften. Ein Beispiel ist die Architektur von Gebäuden, die unser Verhalten beeinflussen kann, indem sie vorschreibt, wo man hineingeht, wie man sich darin bewegen kann, wer Zugang erhält oder wer ausgeschlossen wird. All das prägt unser Denken und Handeln, oft ohne dass wir es direkt merken.

Der Grundgedanke des Dispositivs lässt sich problemlos auf die tägliche Praxis der Sozialen Arbeit übertragen. Einige Beispiele:

- **Architektur von Einrichtungen:** Ob ein Jugendzentrum offene Räume zur Eigeninitiative bietet oder durch klare Regeln, feste Gruppenstrukturen und kontrollierte Zugangsmöglichkeiten eine regulierende Funktion übernimmt, entscheidet maßgeblich darüber, ob sich junge Menschen entfalten können oder sich kontrolliert fühlen.

- Regeln des Hilfesystems: Wer Zugang zu Sozialleistungen erhält, hängt oft von bürokratischen Nachweisen und Verhaltensnormen ab. Dadurch können Menschen in prekären Lebenslagen ungewollt ausgeschlossen werden.
- Erwartungen an Klienten: Wer als kooperativ gilt und wer als schwierig eingestuft wird, bestimmt nicht selten den weiteren Verlauf der Hilfeprozesse und beeinflusst, ob jemand als förderwürdig oder als Widerstand leistend wahrgenommen wird.

Ein besonders eindrückliches Beispiel ist die Inobhutnahme von Kindern und Jugendlichen. Hier greifen gesetzliche Vorgaben, sozialpädagogische Konzepte und gesellschaftliche Vorstellungen von Kindeswohl ineinander. Doch welche Strukturen reproduzieren bestehende Machtverhältnisse? Wie könnte ein Dispositiv aussehen, das nicht nur Kontrolle, sondern auch Partizipation ermöglicht?

Für Fachkräfte ergeben sich daraus konkrete Fragen:

Wie lassen sich Einrichtungen so gestalten, dass sie nicht nur Schutz bieten, sondern auch Selbstbestimmung fördern? Ein Beispiel dafür sind Jugendwohngruppen, die feste Regeln vorgeben und Mitbestimmungsmöglichkeiten schaffen, etwa durch demokratische Entscheidungsprozesse im Alltag oder die Möglichkeit, eigene Wohnbereiche individuell zu gestalten. Solche Maßnahmen können verhindern, dass Schutz automatisch mit Bevormundung gleichgesetzt wird.

Welche institutionellen Abläufe sind notwendig – und wo verstärken sie unbeabsichtigt Machtasymmetrien? Ein Beispiel hierfür ist die bürokratische Vergabe von Sozialleistungen: Wer Unterstützung beantragt, muss oft langwierige Antragsverfahren durchlaufen. Dies stellt für bildungsferne oder nicht deutschsprachige Menschen eine erhebliche Hürde dar. Anstatt Hilfen dort, wo sie notwendig sind, schnell und unbürokratisch bereitzustellen, kann das Sozialsystem so ungewollt zur Ausgrenzung bestimmter Gruppen beitragen.

Die Dispositivanalyse bietet also die Möglichkeit, Machtstrukturen nicht nur abstrakt zu betrachten, sondern sie in konkreten sozialen Räumen, organisatorischen Prozessen und Routinen zu identifizieren. Für uns in der Sozialen Arbeit bedeutet dies, Methoden zu entwickeln, wie Macht reflektiert und bewusst gestaltet werden kann. Partizipative Entscheidungsprozesse, die Einbindung von Betroffenen in die Gestaltung von Hilfesystemen und eine kritische Reflexion institutioneller Zwänge können dazu beitragen, Dispositive nicht nur zu analysieren, sondern aktiv zu transformieren.

Biomacht und Sozialpolitik: Wann wird Hilfe zur Regulierung?

Foucaults Konzept der Bio-Macht zeigt, dass Macht nicht nur über Repression funktioniert, sondern über die Steuerung von Körpern und Leben. Dies geschieht oft durch subtile Mechanismen, die oberflächlich oft als Schutz und Fürsorge wahrgenommen werden, aber letztlich darauf abzielen, Menschen bestimmten gesellschaftlichen Normen anzupassen.

Ein Beispiel in der Sozialen Arbeit ist die medizinische Perspektive auf bestimmte soziale Probleme. So werden Suchterkrankungen nicht selten primär als medizinische Diagnosen behandelt. Dies kann dazu führen, dass Betroffene vor allem in Therapien vermittelt (um nicht zu sagen: gedrängt) werden, anstatt ihre sozialen Lebensbedingungen grundlegend zu thematisieren und hier an Verbesserungen zu arbeiten. Die Frage lautet: Wird ihnen so wirklich geholfen, oder werden sie womöglich in eine Behandlung gezwungen, die bestimmten gesellschaftlichen Erwartungen entspricht?

In der Wohnungslosenhilfe zielt das Bemühen der Fachkräfte u.a. oft darauf ab, die psychische Situation der Klienten zu stabilisieren. Während entsprechende Interventionen durchaus sinnvoll sein können, wird dabei oft die strukturelle Dimension von Wohnungslosigkeit vernachlässigt. Warum wird z.B. nicht selten die Aufnahme einer Therapie zur Bedingung gemacht, bevor jemand Zugang zu sozial gefördertem Wohnraum erhält? Sollten Menschen nicht einfach ein Recht auf Wohnraum haben, unabhängig von ihrer psychischen Gesundheit und Anpassungsbereitschaft?

Auch im Handlungsfeld der Kinder- und Jugendhilfe sind Erziehungskonzepte oft darauf ausgerichtet, junge Menschen an gesellschaftliche Erwartungen heranzuführen. Dabei wird häufig nicht reflektiert, ob diese Erwartungen tatsächlich ihrem Wohl dienen oder vielmehr einer bestimmten Ordnung folgen. Ist es etwa notwendig, Verhaltensweisen zu pathologisieren, nur weil sie nicht der schulischen oder gesellschaftlichen Norm entsprechen? Denken wir hier nur an die Diskussionen rund um die Diagnosen ADS/ADHS.

In der Summe stellt sich die zentrale Frage, inwieweit sozialstaatliche Leistungen tatsächlich Menschen helfen oder vielmehr darauf abzielen, sie im Sinne geltender gesellschaftlicher Normen zu formen. Dabei geht es darum, Alternativen zur einfachen Anpassung in normativen Ansätzen und Methoden zu identifizieren. Wie können Hilfen gestaltet werden, die nicht nur zur Regulierung beitragen, sondern echte Selbstbestimmung und Wahlfreiheit ermöglichen?

Ein positiver methodischer Grundsatz dafür ist das Beispiel von *Housing First*, bei dem Menschen ohne Vorbedingungen Wohnraum erhalten, oder niedrigschwellige Suchthilfeangebote, die ohne Zwang und Sanktionen auskommen. Grundsätzlich gilt es stets zu hinterfragen, ob unsere Methoden tatsächlich Autonomie ermöglichen oder lediglich ein Instrument gesellschaftlicher Regulierung darstellen.

Gouvernementalität: Zwischen Aktivierung und Eigenverantwortung

Ausgehend von Foucaults Analyse des Diskurses als Struktur, die unser Denken und Handeln prägt, betrachteten wir das Dispositiv als Netzwerk diskursiver und nicht-diskursiver Elemente, das soziale Ordnungen stabilisiert. Daraus ergab sich die Verbindung zu Macht- und Wissensmechanismen, insbesondere zur Biomacht, die sich in der Kontrolle von Körpern und Bevölkerungen manifestiert. Ein weiterer zentraler Begriff in diesem Zusammenhang ist die Gouvernementalität. Wir erinnern uns: Der Begriff beschreibt, wie Menschen nicht nur von außen gesteuert werden, sondern auch durch soziale Mechanismen zur Selbststeuerung angeregt werden. Dabei geht es nicht um offene Kontrolle, sondern um subtile Prozesse, die Menschen dazu bringen, sich im Sinne gesellschaftlicher Erwartungen selbst zu regulieren.

In der Sozialen Arbeit begegnen wir solchen Mechanismen immer wieder. Ein Beispiel hierfür ist die sogenannte „Aktivierung“ von Arbeitslosen, bei der die Betroffenen nicht durch eine langfristige soziale Absicherung unterstützt werden, sondern durch Coaching und Maßnahmen dazu gebracht werden sollen, ihre Erwerbsfähigkeit eigenverantwortlich zu optimieren – unabhängig von den strukturellen Barrieren des Arbeitsmarktes. Ähnliches gilt für die Erwartungen an Hilfesuchende: Wer Unterstützung erhalten will, muss sich „richtig“ verhalten, beispielsweise Kooperationsbereitschaft zeigen oder bestimmte Maßnahmen mittragen. Dies wirft die Frage auf, was mit denjenigen geschieht, die nicht in dieses vorgegebene Raster passen. Kritisch zu hinterfragen ist stets, inwiefern aktivierende Ansätze sinnvoll sind, solange sie gleichzeitig die strukturellen Ungleichheiten unberührt und unthematisiert lassen.

Die Herausforderung für die Praxis besteht folglich darin, zwischen Ermutigung und subtiler Disziplinierung zu unterscheiden. Es stellt sich die Frage, wann tatsächlich Selbstbestimmung gefördert wird und wann unbewusst soziale Ungleichheiten verstärkt werden. Ebenso wichtig ist es, darüber nachzudenken, wie Anreize gestaltet werden können, um echte Wahlmöglichkeiten zu bieten, statt versteckte Kontrolle auszuüben.



Denkanstoß

Stell dir vor, eine Jugendeinrichtung bietet Jugendlichen Gutscheine für Kinobesuche an, wenn sie regelmäßig zu bestimmten Treffen kommen. Auf den ersten Blick scheint das eine gute Idee zu sein, weil es junge Menschen motiviert und ihnen etwas Schönes ermöglicht. Allerdings könnte sich dahinter auch eine subtile Form der Kontrolle verbergen: Jugendliche, die nicht regelmäßig teilnehmen können – zum Beispiel, weil sie nebenbei arbeiten oder familiäre Pflichten haben – werden dadurch ausgeschlossen oder benachteiligt. So kann eine gut gemeinte Maßnahme unbeabsichtigt soziale Ungleichheiten verschärfen. Deshalb ist es wichtig, sich immer wieder bewusst zu fragen, ob eine Unterstützung tatsächlich Selbstbestimmung fördert oder ob sie letztlich unbemerkt Druck ausübt und bestehende Ungleichheiten verstärkt.

Kritische Reflexion ist der Kern professionellen Handelns. Die Ideen Foucaults helfen nicht nur, abstrakt über Macht zu sprechen, sondern ermöglichen auch eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis. Von welchen Begriffen und Kategorien gehen Fachkräfte aus? Wie gestalten sie institutionelle Strukturen aktiv mit? Wann ist Soziale Arbeit tatsächlich unterstützend und wann dient sie eher der gesellschaftlichen Disziplinierung? Das Ziel besteht nicht darin, Soziale Arbeit zu entmachten, sondern sie reflektierter und bewusster zu gestalten. Gerade weil sie eng mit gesellschaftlichen Steuerungsmechanismen verwoben ist, bedarf es einer kritischen Haltung, die vorhandene Handlungsspielräume erkennt, hinterfragt und wo möglich neu definiert.

Fazit

Gerade in Zeiten, in denen politische und technologische Entwicklungen immer stärker in gesellschaftliche Prozesse eingreifen, ist ein grundlegendes Verständnis von Foucaults Analysen wichtiger denn je. Die Digitalisierung von Sozialleistungen, der mögliche Einsatz von Algorithmen zur Bedürftigkeitsprüfung oder neue Governance-Strategien im Wohlfahrtsstaat sind Beispiele für aktuelle Machtmechanismen, die unser Verständnis von Sozialer Arbeit herausfordern. Wer versteht, wie Macht wirkt, kann bewusster entscheiden, wie er oder sie damit umgeht.

Soziale Arbeit muss sich also nicht nur mit den Problemen der Gegenwart auseinandersetzen, sondern auch vorausschauend fragen: Wie wollen wir in Zukunft helfen? Welche gesellschaftlichen Bedingungen prägen unser professionelles Handeln? Und wo ist es unsere Aufgabe, allzu engen Normierungen

zu widerstehen? Nur mit diesem Blick bleibt Soziale Arbeit nicht nur ein Spiegel bestehender Machtverhältnisse, sondern kann zu einer gestaltenden Kraft für mehr soziale Gerechtigkeit werden.

5.5. Drei Anregungen zum Weiterdenken

1. **Wie prägen Machtstrukturen die Soziale Arbeit?** Welche spezifischen Machtverhältnisse lassen sich in Praxisfeldern der Sozialen Arbeit erkennen, und wie beeinflussen sie den Blick auf Klienten und deren Probleme?
2. **Wie kann die Autonomie von Klienten trotz bestehender Machtverhältnisse gestärkt werden?** Welche Methoden und Ansätze fördern echte Selbstbestimmung, und wo lassen sich partizipative Ansätze ausbauen?
3. **Welche Diskurse prägen soziale Institutionen und ihre Angebote?** Welche Normen und Werte werden vermittelt, und wie beeinflussen sie die Wahrnehmung und Unterstützung von Klienten?



Quellen und weiterführende Literatur

Quellen

- Foucault, M. (1963): *Naissance de la clinique: une archéologie du regard médical*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Foucault, M. (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, M. (1974): *Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Übers. von U. Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1981): *Archäologie des Wissens*. Übers. von U. Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1987): *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1994): *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Übers. von W. Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2006/2022): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesungen am Collège de France 1977/1978*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2010): *Kritik des Regierens: Schriften zur Politik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herden, B. (2025, 11. März). *Die Toten der Coronapandemie: Ausgerechnet Schweden schneidet in Europa am besten ab*. Tagesspiegel. <https://www.tagesspiegel.de/wissen/vorzeitige-todesfalle-in-der-coronapandemie-ausgerechnet-schweden-schneidet-in-europa-am-besten-ab-13348129.html> (abgerufen am 09.06.2025)
- Marx, K. (1867): *Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band*. Hamburg: Otto Meissner.

Nietzsche, F. (1887): *Zur Genealogie der Moral: Eine Streitschrift*. Leipzig: C. G. Naumann.

Weiterführende Literatur

Kammler, C., Parr, R. & Schneider, U. (Hrsg.) (2014): *Foucault-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: J. B. Metzler.

Ruoff, M. (2018): *Foucault-Lexikon: Entwicklung – Kernbegriffe – Zusammenhänge*. 4., aktual. u. erw. Aufl. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.

Sarasin, P. (2023): *Michel Foucault zur Einführung*. 8., unveränd. Aufl. Hamburg: Junius Verlag.
